

sitzer Schrifttum? Das war für manchen Athleten des „guten Geschmacks“ ein entsetzlicher Gedanke!

In dieser Hinsicht ist glücklicherweise während der letzten zwei Jahrzehnte eine gründliche Wandlung des Geschmacks eingetreten, und wir haben heute die Anfänge eines mundartlichen Heimatschrifttums, das einen Vergleich mit dem des Platt oder des alemannisch-bajuvarischen Idioms durchaus nicht zu scheuen braucht. Fragen wir uns zunächst einmal, welche Gründe bei uns für die kritische Ablehnung unserer sächsischen Mundarten in der Literatur bestimmend gewesen sind. Auf viele mag das unzweifelhaft schiefe Bild abstoßend gewirkt haben, das Edwin Bornmann und seine Nachfolger auf dem Gebiet der sogenannten Blumenliteratur von sächsischer Eigenart gaben. Auch die heutigen „Größen“ dieser Richtung, z. B. Vene Voigt, brauchen durchaus nicht jedermanns Geschmack zu sein, obwohl wir uns gewiß alle diebisch freuen, wenn das biedere Philistertum ein wenig auf die empfindlichen Hühneraugen getreten wird. Aber das war bestimmt nicht die einzige Ursache. Vielsach begegnete man auch dem Einwand, unsere Lausitzer Mundart sei so rauh und ungehobelt, daß sie sich schlimmsten Falles zur Einkleidung kurzer Anekdoten oder eines kleinen Zötchens eigne, niemals aber dazu, die ganze Skala menschlicher Empfindungen bis zum tiefsten Herzeleid zum überzeugenden Ausdruck zu bringen. Dieses völlig unzutreffende Argument ist inzwischen durch geradezu erschütternde Stimmungsbilderungen unserer Besten, Wilhelm Friedrich, Rudolf Gärtner und Richard Blasius, gründlich widerlegt worden. Ein weiterer Einwand stützte sich auf die an sich durchaus zutreffende Tatsache, daß heimliche jede Siedelung unserer Oberlausitz starke mundartliche Eigentümlichkeiten besitzt, die selbst bei unmittelbar benachbarten Orten zu ganz wesentlichen Abweichungen führen. Man meinte, daß dieser Umstand die Mundart zur Verwendung im Schrifttum völlig ungeeignet mache. Im plattdeutschen Sprachgebiet, wo ähnliche Verhältnisse obwalten, haben sich Reuter und andere Mundartdichter durch das sogenannte „Missingsch“, eine vermittelnde Dialektform, geholfen. Auch bei uns ist dieses Hemmnis auf ziemlich einfache Weise überwunden worden; die einzige Schwierigkeit besteht in der letternmäßigen Wiedergabe der oft weit auseinandergehenden Lautunterschiede.

Wenn man mit Recht sagt, daß eines Volkes Seele seine Sprache ist, so gilt das erst recht von der Mundart. Aus ihr ist die allgemeine Schriftsprache, in unserm Falle das Hochdeutsch, hervorgegangen. Aber zwischen Schriftdeutsch und Umgangssprache bzw. Mundart besteht doch noch ein Unterschied, der uns oft nicht ohne weiteres bewußt wird. Wenn wir unsere Gedanken schriftlich oder durch Buchdruck festlegen sollen, sind wir ohne Zweifel in der Wahl unserer Ausdrücke, sei es aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder meinetwegen auch des guten Tones und der Wohlklinglichkeit, ungleich vorsichtiger, als im persönlichen Umgang. Wenn wir auch nicht dem beipflichten möchten, daß die Sprache dazu da ist, um die Gedanken zu verbergen, so steht doch das eine fest, daß das, was wir schreiben, beileibe nicht immer der genaue Ausdruck unserer Empfindungen ist. Natürlicher und echter wird meist das sein, was wir in kursiviger Mundart von uns geben: sie liefert das getreuer Spiegelbild unserer Seele!

Damit kommen wir zur zweiten Kardinalfrage, nämlich: Weshalb ist Pflege und Erhaltung der Mundart als eines Volks- und Kulturgutes eine Notwendigkeit? Es kommt dabei im wesentlichen darauf an, wie wir uns zu der Frage stellen, ob wir überall, soweit die deutsche Zunge klingt, unsere Landsleute als einheitliche Normaldeutsche — etwa nach Berliner Schnittmustern — wünschen oder ob wir grundsätzlich für die Erhaltung und den Schutz der Eigenart aller unserer deutschen Gauen in Bezug auf Sitten, Gebräuche, Trachten und Mundart, kurz alles das, was wir als volks-

mäßige und kulturelle Besonderheit unserer Landschaften und Volksstämme betrachten, eintreten wollen. Es ist dies im wesentlichen davon abhängig, wie hoch wir den Wert der Heimat einschätzen. Jede unvoreingenommene und sachliche Prüfung der Frage wird zu dem Ergebnis führen, daß die vollstümlichen Eigenheiten unserer deutschen Gauen für die Volksgemeinschaft als Ganzes nicht nur keinen Nachteil bedeutet, sondern vielmehr einen starken Aktivposten insofern, als sich jeder Stamm besonderer Vorzüge rühmen darf, die der Nation zugutekommen. Es ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Lebensverhältnisse nicht überall die gleichen sind. Zur Zeit, als der norddeutsche Bund begründet wurde und das sogenannte Freizügigkeitsgesetz noch nicht in Kraft war, konnte, namentlich auf dem flachen Lande, von einer Gefährdung der Lausitzer Eigenart noch keine Rede sein. Sie trat erst ein, als die Entwicklung von Handel und Industrie eine so ungeahnte Steigerung des Verkehrs von Gau zu Gau herbeiführte. Wir sind natürlich weit davon entfernt, diesen so lebenswichtigen Aufschwung etwa zu bedauern, aber wir wehren uns dagegen, daß durch die an sich segensreiche Wandlung aller Dinge die Eigenart unserer Stämme durch öde Gleichmacherei verwischt werde. Und der stärkste Ausdruck unserer Eigenart ist die Mundart! Wir wollen, und zwar in allererster Linie, gute Deutsche sein, aber wir wollen die Besonderheiten der deutschen Stämme achten und schützen, weil zu befürchten ist, daß in dem Augenblick, wo diese Unterschiede restlos verschwinden, letzten Endes der leider immer mehr sich breitmachenden Neigung weiter Kreise zu einem utopistischen Weltbürgertum ein wesentlicher Voranschub geleistet würde. Wir aber wollen uns die Begriffe Vaterland und Heimat durch keine irgendwie geartete Weltanschauung verkümmern lassen!

Wenn die Literaturfähigkeit der Lausitzer Mundart anfangs vielfach angezweifelt und bestritten wurde, so ist es mit darauf zurückzuführen, daß so mancher sich unbefugter Weise berufen fühlte, sich darin zu versuchen. Für den nicht in der Lausitz geborenen Außenleiter, mag sie ihm noch so lieb und zweite Heimat geworden sein, ist es so gut wie unmöglich, sich schriftlich in unausprechbar echter Mundart auszudrücken. Er wird günstigsten Falles seine hochdeutschen Gedanken in die Mundart zu übersetzen versuchen, aber wohl niemals das innerste Wesen dessen treffen, was und wie der geborene Lausitzer empfindet. Er unterliegt nur zu leicht der Gefahr, künstliche Wendungen zu konstruieren, die der bodenständigen Sprache durchaus fremd sind, also wie eine Fälschung wirken. Ich habe diese außerordentlichen Schwierigkeiten am eigenen Leibe erfahren, als ich einmal notgedrungen zwei ganz kleine Sprechrollen in einem Festspiel in mundartliche Fassung, noch dazu in jambische Quinare kleiden mußte. Ohne Wilhelm Friedrichs selbstlose Unterstützung wäre ich mit dieser Aufgabe niemals zu Stande gekommen; aber ich habe damals Blut geschwitzt und geschworen: „einmal und nicht wieder!“ Der alte Kampfhahn Bihms Koarke hat unbedingt recht, wenn er gegen diese falschen Propheten der Mundart-schriftstellerei unbarmherzig zu Felde zieht! Er ist der Nestor der Lausitzer Mundartdichter und hat das Verdienst, als einer der ersten den Nachweis erbracht zu haben, daß unsere Edelroller Sprache sehr wohl dem heimatischen Schrifttum dienstbar gemacht werden kann. Seine Verse wie seine Prosa umfassen den ganzen Gemütsgehalt des Lausitzers; aber der Humor überwiegt bei weitem, namentlich in dem berühmten „Gistschränken“, aus dem er manche kräftige Dose verabfolgte; neuerdings hält sich der nunmehr fast 77-Jährige leider der Essentlichkeit ziemlich fern. In noch höherem Maße hat Wilhelm Friedrich dazu beigetragen, die poetische Verwendbarkeit unserer Mundart weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt zu machen. Wie ich anläßlich seines 60. Ge-